



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Ein Wort über unsere Bühnengerissenheit.

Von Ch....n.

Mehr als früher sind in letzterer Zeit die Blicke und Bestrebungen dem deutschen Theater zugewendet, man erwartet jeden Tag, jeden Abend, wo ein neues Stück in Scene geht: Jetzt kommt's, jetzt muß der entscheidende Schlag geschehen! Um die Stimmung gehörig vorzubereiten und die etwas erregte in der gehörigen Temperatur zu halten, hat man sogar angefangen, von dem Theater als von einem „neuen Nationalinstitut“ zu sprechen, sowie von den großen Einflüssen, welche dasselbe auf Gesellschaft und Civilisation auszuüben, allerdings berufen sei. Allein wir Deutschen sind einmal das merkwürdige Volk, welches mehr den Reden und Lebensarten als Thaten lebt, reicher an Behauptungen als an Beweisen, und so ist man uns denn bisher auch für das „Nationalinstitut“ und für die großen socialen Einflüsse alle und jede Beweise schuldig geblieben, da sich im Gegentheil eher Beweise für die Einwirkung der Gesellschaft auf das Theater beibringen und durchführen ließen. Der Schade liegt tiefer, als daß er durch theoretische Palliative gehoben werden könnte und charakteristisch ist es, daß wir auch hier durch die Theorie das Gute erringen wollen. Der Franzose hat in den letzten fruchtbaren Jahren seiner Bühne nichts von einem eigentlichen Dramaturgen und von einer Dramaturgie als Canon und Coder wissen wollen, und doch gebieh sein Theater an sich immer viel besser als das unsrige. Die ganze französische Dramaturgie der letzten zwanzig Jahre bestand in den Gegensätzen und Reibungen der Classik und Romantik, der orthodoxen und rationalen Aesthetik. Die überlieferten Bühnenregeln collidirten mit den Lebensregeln, und wie das Leben in neuen Formen aus dem Volke sich hervorrang, so gleichzeitig auch das Theater und die dramatische Poesie.

Und dennoch stehen auch wir Deutschen jetzt am Vorabende neuer Ereignisse, und dennoch hat man Grund und Recht, bedeutende Intendancen und Dramaturgen anzustellen, nur zu andern Zwecken als den erläuterten, nur zu andern Pflichten, als zu denen, die die Tradition ihnen zugetheilt hat. Sie werden nämlich dazu berufen sein, zu erdichten, was zu erdichten ist, wenn die Explosion vor sich geht, wenn der Dampfkessel dieser gegenwärtigen Bühnenmaschine zerspringt und die Folgen des bisherigen Systems augenscheinlich den materiellen Fall oder „Bankerott“ herbeiführen.

Alles Unglück, alle Halbheit unserer Bühnengerissenheit liegt in dem falschen Bestreben, in jeder Gattung und Species, in Oper und Ballet, in Trauerspiel und Lustspiel Alles und das Höchste, das Brillanteste leisten zu wollen. Hierdurch wird dem alten, wahren Spruch: non multa sed multum schnurstracks entgegen gehandelt und in keinem Zweige etwas Harmonisches, in sich Vollendetes geleistet. Diese Bühnengerissenheit hat den theatralischen Weltschmerz erweckt, hat die allgemeine Sehnsucht hervorgerufen.

Was das Schauspiel insbesondere betrifft, so ist dabei eine anscheinende Kleinigkeit, die aber sehr wichtig ist, nicht zu übersehen. Man hat in der letzten Zeit den Schriftstellern hier und da mit Recht vorgeworfen, daß sie immer nur große Stücke schreiben wollten, daß sie es unter ihrer Würde hielten, kleinere Stücke, ein- und zweiactige Lustspiele, zu schreiben, daß es im Grunde verdienstlicher sei, kleine Stücke gut, als große schlecht zu schreiben. Ohne mich hier auf die Collision mit den Uebersetzungsfabrikanten weiter einzulassen, will ich nur bemerken, daß die Schuld hier eigentlich weniger an den sich überschätzenden Schriftstellern, als an der abergläubischen Gewohnheit und dem Schlandrian, an den maß- und tonangebenden Directoren liegt, die ihr Institut immer noch als eine Zeitödtungsmaschine, als eine Quarantaine gegen die Langeweile betrachten. Sie fordern nämlich (mit wenigen Ausnahmen) von Stücken, welche sie im Manuscript zur Aufführung annehmen sollten, daß sie einen ganzen Abend füllen sollen; kleinere, einactige deutsche Stücke werden in der Regel nicht berücksichtigt. Eine Thorheit, welche dies moderne französische Repertoire auf jeder Seite, mit jedem kleinen Lustspiel in der ganzen Traurigkeit darstellt. Und wozu zwingt dies den deutschen Schriftsteller? Er dehnt seinen Stoff, der ein gutes, kleines Stück gegeben hätte, über die Stoffgrenzen zu fünf Acten aus, um das Publicum zu langweilen und nachher von der Kritik vernünftiger Weise hören zu müssen, daß sein Stück zu ausgedehnt, zu inhaltslos und mit zu vielen Wiederholungen versehen sei. Wie lange soll sich diese unsinnige Komödie noch wiederholen? Wann werden die Directoren zu Verstand und die Schriftsteller zur Charakterfestigkeit kommen? Durch diese verschiedenen Motive gewinnt denn auch die alte Fabel immer von Neuem Glauben und Bedeutung: der Deutsche könne einmal keine Lustspiele schreiben, und für die kleinere, leichte Gattung habe allein der Franzose das Talent.

Doch kommen wir zu jener Bühnengerissenheit zurück, deren wir zuerst erwähnten, zu jenem Denken und Trachten der Directionen, auf ihren Bretern Alles leisten zu wollen, von der großen Oper zur Posse, vom Trauerspiel zum Ballet, vom Lustspiel zu — den Lustspringern, Taschenspielern und allen möglichen ähnlichen Künsten hinüberzuziehen und so nie zu Athem zu kommen, unselige Hast, alle Schaustellungen zusammenzuraffen, die hier und da von sich reden machen, das Geschrei der Blätter veranlassen, während immer wohl zu bemerken, Paris wohlweislich für jedes Einzelne sein besonderes Theater hat und daher auch, trotz aller fabrikmäßigen Betriebsamkeit, jedem Tage sein Neues zu bie-

ten, eine gewisse Entwicklung und natürliche Fortbildung dem Ganzen wie dem Individuum gewährt. — Jene Bühnengerissenheit ist es denn auch, welche namentlich auf das Repertoire des recitirenden Schauspiels so nachtheilig einwirkt und keine bestimmte Haltung, keinen rein ästhetischen Charakter zuläßt. Früher, als die theatralische Windrose noch nicht so ausgebildet war, als man noch nicht das Verschiedenste, in der Mannichfaltigkeit Unerhörte, versucht und gewagt hatte, als für jede Gattung noch das Gesetz der einfachen Kraft galt, da war das anders. Man konnte eine dramatische Weltliteratur auf der Bühne repräsentiren, weil man die Oper noch nicht mit den Augen des Drama's, das Drama nicht mit den Augen der Oper ansah, und man konnte daher von einem „Geschmack“ reden. Das Wort Weltliteratur ist in neuerer Zeit, wo man durchaus „national“ und nichts als national sein will, etwas in Verruf gekommen; aber die Aufgabe der Bühne scheint mir durchaus darin zu liegen, daß sie die Blüthe der dramatischen Literatur aller Nationen, der Deutschen, Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener, selbst der Ungarn und Dänen uns vorführt und möglicher Weise zu einem Strauß vereinigt, daß die verschiedenen Nationalcharakteristiken mit einander in Conflict treten, und so theils Reiz, Interesse und Bildung erwecken, theils Ideen entwickeln hilft, die dem Geschmack ein festes Bewußtsein geben. Von vielen Seiten zwar fürchtet man solche Confrontation der Muster, man wehrt sich mit Händen und Füßen gegen das Möglichmachen von Vergleichen, doch, wie ich fest überzeugt bin, zum eigenen Schaden. Manches unserer neuen Stücke würde nicht so leer an Ideen, oder wenigstens nicht so einseitig daran sein, die Form würde nicht so sehr in eine triviale, monotone Fläche ausarten, wenn eine größere Reibung der verschiedenen Richtungen stattfände. Es ist dieser Furcht und Scheu vor Vergleichen und Mustern nur zu leicht nachzuweisen, daß sie durchaus mit dem Dilettantismus gemeinschaftliche Sache macht. Auf einer öden, einsamen Insel mag jeder Strauch sich leicht für eine Königseiche halten; dort ist es leicht, sich geltend zu machen, weil höhere Beispiele und Vergleiche fehlen. Die allgemeine Bühnengerissenheit begünstigt diese stolze Selbstgenügsamkeit, und die letztere kann auf Modernität pochen, weil sie allerdings eine andere Färbung trägt, als die wenigen Muster, welche schon als Tradition Gleichgiltigkeit erregt haben und doch in kalter, nackter, zusammenhangloser Form wiederholt werden. Aber vermögen denn die den „Geschmack“ des Publicums in ihrer ewigen Einerleiheit zu erhalten, vermögen denn die das Bewußtsein aus der Lethargie zu erwecken?

II.

Aus Berlin.

1.

Nachtigallen und Raben. — Arme Leute! — Die Oper. — Boffische Zeitung. — Ein in's Ausland flüchtender „Einsender.“

Mit den heutigen berliner Zeitungen vom 16. Juni ist als Beilage das „Reglement über die Erhebung der Nachtigallensteuer in Berlin“

veröffentlicht worden. Der erste §. lautet: „Auf Grund der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 13. Mai 1845, wird für das Halten einer Nachtigall oder eines sogenannten Sproßers, in einem Käfige oder in einem sonst verschließbaren Raum, innerhalb des Weichbittes der Stadt Berlin, eine jährliche pränumerando zu entrichtende Steuer von Zehn Thalern festgesetzt, welche in jährl. auf einmal zu leistender Zahlung vom 1. Juli ab von demjenigen erhoben wird, in dessen Besitz u.“

Unterzeichnet ist dies neue Steuerreglement vom Oberbürgermeister der Residenz. Gründe für dieses Steuergesetz sind natürlich in keinem Paragraph des Reglements angeführt, doch nimmt man an, es sei erlassen worden, um die Gebüsch des Thiergartens — (einen andern Park in der Nähe Berlins kennen wir nicht) — durch Nachtigallenschlag zu beleben. Wie fast alle Steuern, mit Ausnahme der Vermögens- und Gesindebesteuerung, die wir aber hier zu Lande nicht kennen, wird auch diese Nachtigallensteuer vorzugsweise dem Armen beschwerlich fallen.

Wer hält denn Nachtigallen in Berlin? Der hohe Adel? Der hohe Beamte! Der reiche Jude? Nein! Der arme Handwerker, der die ganze Woche und selbst am Sonntage nicht in's Freie kommt, der Tag und Nacht an die Arbeit gefesselt ist, um Weib und Kind kümmerlich zu ernähren, er ist es, der sich den Sänger der Frühlingsnächte hält, und ihn vor dem Fenster seines armseligen Dachstübchens aufhängt. Wenn er nach schwerer Tagesarbeit sich auf das harte Lager streckt, um an die Sorgen und die Noth des nächsten Tages zu denken, und nun der kleine Frühlingsmusikant am Fenster seine Lieder anstimmt, so denkt er wohl an seine Jugend, an die Wanderjahre, da er mit lustigen Gefellen durch die Welt zog, da der muntere Sang der Vögel sein Herz erfrischte, und er die traurigen Stimmen der Familiennoth noch nicht kannte. In solche liebliche Träumereien singt den Armen der kleine Vogel am Fenster, er vergißt der Sorgen, schläft ein und hört den Sänger noch im Traum. Und diesen Trost, diesen lieblichen Tröster nimmt man dem Armen und überläßt ihn der abgerungenen, schweißbetriefften Qual der Arbeit, denn wie soll er die „Zehn Thaler“ Steuer und „auf einmal“ (das ist noch das Herbst) aufstreiben! Zehn Thaler Pr. Cour. beträgt kaum der Nettoverdienst eines ganzen Monates. Und hat man auch daran gedacht, daß man den Kindern eines solchen Armen mit der Nachtigall gradezu den Frühling stiehlt! — Man muß sie kennen, diese bleichen, in Lumpen gehüllten Kinder, die die dumpfe Wohnung der Eltern nur verlassen, um auf den stinkenden Hof zu gehen, höchstens um vor der Thür im Staube an dem stinkenden Kinnsteine zu spielen. Die Nachtigall vor dem Fenster des Vaters ersetzte ihnen den Frühling, dessen Kommen sie gewahrten, wenn die Fensterscheiben des Dachkammerchens nicht mehr mit eisigen Blumen überzogen, eine freie Aussicht auf die nächsten Dächer und die weißen Frühlingswölkchen, die hoch oben vorbeizogen, zuließen. In den Liedern des Frühlingsvogels ahnten sie knospende Büsche, blühende Bäume, grüne Wälder und Felder, den ganzen Brautschmuck der Natur, den mit Augen zu sehen, zu erleben, ihnen nicht vergönnt war. Warum, fragen wir nochmals, den armen Leuten die Nachtigall und mit ihr den Früh-

ling und mit ihm ein blühendes Stück Andacht rauben! Ja Andacht, Bewunderung der Allmacht Gottes, erweckten schon in mancher Brust die Lieder des Sängers der Frühlingsnächte; oder was war es etwas anders, das einen Dichter alter Zeit zu dem wundervollen Liede begeisterte, das also anhebt:

„Komm Trost, der Nacht, o Nachtigall!
 Laß deine Stimm' mit Freudenschall
 Auf's Lieblichste erklingen!
 Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
 Weil andre Vögel schlafen fein
 Und nicht mehr mögen singen.
 Laß dein Stimmlein laut erschallen,
 Denn vor allen
 Kannst du loben
 Gott im Himmel, hoch dort oben.“

Wollt ihr besteuern, so besteuert doch die Reichen mit ihren Luxus-creaturen: dumme Krähen aus Indien, Papagaien genannt, Affen, nutzlose und gefährliche Hunde, englische Reitpferde und überflüssige Lakaien; aber laßt dem Armen seine Nachtigall, seine Lerche, seine Grasmücke und was der harmlosen Freuden mehr sind, denn er kann die Steuer nicht bezahlen.

Die Opernferien sind abgelaufen und die kgl. Oper hat zu Anfang dieses Monates ihre Vorstellungen wieder begonnen und zwar acht deutsch mit: „Les diamants de la couronne“ (Text von Scribe Musik von Auber); die nächste Oper war: „L'elisire d'amore“ vom Maestro Donizetti, und die erste neue Oper in diesem Jahr wird von Mr. Halévy sein, nämlich: „Les trois mousquetaires de la reine“. Das sind die Thaten der ersten deutschen Oper Preußens; allein es ist nirgends anders, nirgends besser, und in der allgemeinen Calamität findet die besondere einige Entschuldigung. An dem Tage, wo Fräul. Luczel wieder auftrat, nachdem sie in Danzig, Stettin, Magdeburg und Dresden mit glücklichem Erfolge gesungen, standen in der vossischen Zeitung nicht weniger als drei Stück Gedichte an diese Sängerin, und eines (Akrostichon) an Herrn Coulembier, den Besitzer einer hölzernen Bude auf dem Dönhofsplatz und eines Sonnenmikroskops in der Bude. Daß diese Poesien mehr im Magen, als im Kopfe, d. h. aus Hunger, nicht aus Begeisterung stammen, ist begreiflich; sie sind gewiß sehr billig zu haben und die Insertionskosten wahrscheinlich das Theuerste dabei.

Die Haupttendenz unserer beiden privilegierten Zeitungen nämlich, scheint vorzugsweise das Geldmachen zu sein; und namentlich hat die Vossische, die einem reichen Justizrath, Namens Lessing, gehört, die Politik der Insertionsgebühren auf das Ersprießlichste ausgebildet. Was sonst von Politik in diesem Blatte vorkommt, will nicht viel Großes bedeuten; aber jedenfalls ist es von Hrn. Lessing sehr politisch, eingesandte Artikel, die vom größten Interesse für ganze Provinzen und Regierungsbezirke des Staates sind, nicht nur nicht zu honoriren, sondern sich dieselben noch obendrein vom Verfasser und Einsender mit baarem Gelde, gleich Annoncen, bezahlen zu lassen, wo denn ein solcher Artikel, von etwa zwei

Spalten, 10—15 preuß. Thaler kostet. So ist eben jetzt ein Gutsbesitzer auf Schloß Tuez im deutsch-kroner Kreise (Westpreußen), Herr Carl Gersdorf, mit der kgl. Regierung zu Marienwerder in einen öffentlichen Meinungskampf verwickelt, der in der vossischen Zeitung geführt wird. Die kgl. Regierung bezahlt ihre Erwidernngen schwerlich, aber Herr Gersdorf muß seine Erklärungen, obwohl sie für preuß. Kreisverhältnisse vom größten Interesse sind, theuer bezahlen und machte bekannt, daß er seine fernern Mittheilungen wegen dieser kostspieligen Insertionsgebühren nicht mehr in der vossischen Zeitung, sondern in der deutsch. Allgem. des Hrn. Brockhaus (also im „Auslande“) würde drucken lassen.

H.

2.

Schelling.

Der Kampf der religiösen Parteiinteressen hat auch den philosophischen Einsiedler unserer Hauptstadt, hat auch den schweigsamen Schelling veranlaßt, zu reden. „Die Verhältnisse sind ernst genug; aus wissenschaftlichen Fragen sind kirchliche, und damit unvermeidlich zugleich politische geworden und die Sachen auf einen Punkt gelangt, wo der Fall des bekannten solonischen Gesetzes eingetreten und es keinem gegen seine Mitbürger Wohlgesinnten, der mit seiner Zeit leben und in ihr wirken will, erlaubt ist, gleichgiltig zu bleiben, wo er zwar nicht gerade Partei ergreifen (denn er könnte ja hoffen, aus allen Parteien zu bleiben) aber doch seinen Standpunkt nehmen und mit ausdrücklichen, unzweideutigen Worten erklären muß.“ So spricht sich Schelling an der bescheidenen Stelle eines Vorwortes zu den nachgelassenen Schriften von Steffens aus. Daß es unserem alten Philosophen keineswegs darum zu thun war, auf die Leidenschaft des Tages, auf das Publicum der Brochuren und der Zeitungsartikel zu wirken, das sieht man deutlich darin, daß er „seinen Standpunkt,“ seine „ausdrücklichen, unzweideutigen Worte“ vor diesem Publicum geradewegs versteckt und dieselben an einem Orte niederlegt, wo man dieselben am allerwenigsten erwartet. Zu welcher Wichtigkeit nun die kirchliche Bewegung in Preußen fortgeschritten, das beweiset jedenfalls, daß selbst ein Schelling gezwungen wird zu reden. Schelling ist zu philosophisch, als daß er nicht den Kern des Kampfes, den Streit um die freie Fortbewegung des menschlichen Geistes erkennen und anerkennen sollte, aber er ist andererseits auch wieder zu sehr mit dem Bestehenden zusammengewachsen, als daß er die Berechtigung desselben ganz und gar aufgeben möchte, zwischen diesen beiden Elementen hin- und her schwankt sein Standpunkt: „Wenn die deutsche protestantische Kirche die Umstände, in denen sie sich befindet und in denen jetzt so Viele sich ärgern, im Zusammenhang mit dem Ziele betrachtet, so wird sie die gegenwärtige Schmach als die Schmach Christi selbst „höher achten, denn die Schäge Egypti,“ als die glänzendste äußere Verfassung, welche sie an der Erreichung jenes Zieles, daß die Kirche vom Staate frei werde, welches Freiwerden nur ein Zeichen ihrer eigenen inneren Vollendung sein wird, verhindert hätte.“ Was die protestantische

68*

Kirche sei, darüber erklärt sich Schelling folgendermaßen: „Mit Aufstellung der Lehren, durch die der Protestantismus sich von der bestehenden Kirche schied, war seine Mission noch nicht vollendet. Er suchte mit ihnen, die wohl der Grund, aber nicht der Zweck der Trennung sein konnten, die unsichtbare Kirche, an deren Stelle, sie verdrängend, die äußere und sichtbare sich gesetzt hatte. Der Protestantismus hat das *una et catholica* für die *ecclesia invisibilis* festgehalten. Er suchte die wahre Kirche; die Allgemeinheit als bloß äußere würde immer nur eine zufällige und daher nicht die wahre sein können.“ Sich mit dem bestehenden Zustande vermittelnd, sagt er: „wir dürfen zu der Gesinnung unserer Fürsten und am gewissesten zu der des mächtigsten unter ihnen vertrauen, daß sie die ihnen gewordene Macht als ein heiliges Vermächtniß ansehen und sie nicht aus den Händen lassen, so lange das Ziel unerreicht ist.“ Es soll sich also, nach Schelling, der Protestantismus unter der fürstlichen Bevormundung zur vollkommensten Freiheit entwickeln können. Ueber das Verhältniß zwischen Staat und Kirche wird gesagt: „So lange die Kirche nur im Werden ist, kann auch die Verfassung nur eine vorläufige, einstweilige sein und anders haben die Reformatoren es selbst nicht gemeint mit den Einrichtungen, die sie im Drang der Umstände ihrer Kirche gaben. Nicht die Kirche, sondern nur eine Kirche und daher in unvermeidlichen Kämpfen mehr und mehr, selbst als bloße Partei angesehen, war sie in der Lage, wo nur das Dazwischentreten einer ungetheilten, wenn nicht über, doch außer den Parteien stehenden Macht, das Aeußerste verhindern konnte. Dem Fürsten wurde die oberste Aufsicht über eine Kirche belassen, welche außer dem Gegensatz, den sie in der römischen außer sich gelassen hatte, in ihr selbst auftauchende, bei Weitem drohendere zu erwarten hatte, Gegensätze, die sie weder wie die äußere Kirche mit eiserner Faust unterdrücken, noch mit der Macht einer vollkommenen, auseinander weichende Meinungen zu beherrschen vermögenden Erkenntniß niederhalten konnte.“ Ferner: „Der Staat hat Recht, die Kirche unter sich zu halten und demgemäß zu behandeln, die sich nur in der Abschließung vom allgemeinen Bewußtsein und in Widerspruch mit demselben behauptet. Oder wäre dem Staate zuzumuthen, daß er eigenmächtigen und unbefugten Abänderungen der bestehenden Ordnung oder — (denkt man hier nicht an die Lichtfreunde?) — Aufreizungen, die kein andere Absicht haben können, als die wichtigsten und innerlichsten Fragen zur Entscheidung durch die Zahl und die Menge zu bringen, nicht mit aller ihm zustehenden Kraft entgegenrete? Zuzumuthen, daß er die von frommen Vorfahren in der Absicht, gewisse Wahrheiten, die ihnen heilbringende und seligmachende waren, nicht untergehen zu lassen und auch für die nachkommenden Geschlechter zu erhalten, mit der Ankündigung derselben Ehren, Vortheile und Einkünfte denjenigen zuwende, welche die erlangte Stellung benutzen würden, eben diese Wahrheiten zu untergraben oder ihnen öffentlich den Krieg zu erklären? Zuzumuthen, dem Werk der Zerstörung gleichgiltig zuzusehen und die Kirche im wilden Zusammenstoß der Meinungen sich vollends aufreiben zu lassen? Nicht der Staat kann die Kirche frei machen, sie selbst muß

sich befreien, nicht durch Auflehnung, sondern durch Erwachen der innern Selbstständigkeit, welcher von selbst die äußere folgt. Und auch nicht frei lassen wird sie der Staat, sondern sie wird frei sein von dem Augenblick, wo sie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen besondern, sondern als den wahren und durch sie selbst allgemeinen hat." "Nadann „kann der Staat die Kirche nur sich gleich achten, d. h. sie als freiere sich erkennen, wenn sie innerlich dieselbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich ist." Dem ruhigen Beobachter kann es nicht entgehen, daß Schelling nach beiden Seiten unseres kirchlichen Kampfes Concessionen macht; aber stärker hängt er doch noch mit dem bestehenden Zustande zusammen, als mit der freien philosophischen Bewegung. Die Gegenwart der Kirche läßt er der staatlichen Bevormundung nothwendig angehören und ihre Freiheit weist er nur auf ein ganz fernes zukünftiges Utopien hinaus. Mit den gegenwärtigen Kämpfen für die Freiheit der gegenwärtigen Kirche steht er in directem Widerspruche. Am „ausdrücklichsten“ und „unzweideutigsten“ sind seine Worte noch über die Bekenntnißfrage. Aber auch hier hat er nicht den Muth, vorwärts zu bringen, sondern nur die diplomatische Absicht, den Bruch des modernen Bewußtseins mit den todten Formen der Vergangenheit zu vermitteln. So bedeutsam Schelling's Worte in der kirchlichen Angelegenheit immerhin sein mögen, geht man ihnen auf den Grund, so sehen sie doch mehr rückwärts als vorwärts und sie wollen nicht die wahre, die wirkliche Freiheit, sondern sie wissen nur von einem Scheine der Freiheit schöne Worte zu machen. —

III.

Aus Wien.

I.

Das Franzensdenkmal.

Die für den 16. Juni anberaumte feierliche Enthüllung des Franzensmonuments hat nun wirklich gestern stattgefunden, ohne daß der Hofraum, in dem die Ceremonie vor sich ging, so gefüllt gewesen wäre, als Viele befürchteten und Alle erwarteten. Das gesammte Bürgermilitär und die Truppen der Garnison standen unter Waffen und wurden nach Beendigung der Feier unter klingendem Spiel und mit fliegenden Fahnen von dem commandirenden General Erzherzog Albrecht an dem Denkmal vorübergeführt, wobei der Bürgermiliz der Vorrang eingeräumt ward. Der Fürst Staatskanzler hielt eine kurze Rede über die Bedeutung des verstorbenen Monarchen, „der nie um den vergänglichsten Beifall der Tagesmeinung gebuhlt“, welche Sie im Beobachter nachlesen können, und S. M. der Kaiser erwiderte mit wenigen Worten. Bei dem Enthüllungssact entstand eine unliebsame Verzögerung, indem die Feinwand sich an den Fingern der ausgestreckten Hand spießte und nicht völlig abgezogen werden konnte, so daß ein Arbeiter auf einer Leiter hinanstieg und die Verhüllung gewaltsam ablösen mußte. Vielleicht war dies die Ursache, daß der Jubelruf in diesem Augenblicke ziemlich schwach

blieb und überhaupt in der ganzen Versammlung von mehreren tausend Personen wenig Spuren einer feierlichen Stimmung, einer geistigen Sammlung sich bildeten. Nur die Kaiserin-Mutter brach in Thränen aus und Se. Majestät der Kaiser stürzte im Moment des LeDeums, trotz der militärischen Uniform, die er trug, allein unter allen anwesenden Herren auf beide Kniee nieder und blieb einige Augenblicke in andächtige Erinnerung versunken.

Was nun das Denkmal als Kunstwerk betrifft, so wird es allenthalben scharf kritisiert. Der Faltenwurf der römischen Toga, ist so massiv, daß diese Drapperie der Figur eine ängstliche Unsicherheit verleiht, und statt den Eindruck zu erhöhen, ihn bloß verwirrt. Das rechte Bein hebt sich so hoch aus den Hüften, und gewinnt dadurch eine unverhältnißmäßige Länge, daß es auf unkünstlerische Weise angedeutet erscheint. Um eine Vorstellung von den Dimensionen des Monuments zu geben, sei nur erwähnt, daß die vier Seitenfiguren, die Gerechtigkeit, den Frieden, die Religion und die Stärke darstellend, $10\frac{1}{2}$ Fuß hoch sind, die Basreliefs 9 Fuß und die Statue selbst $17\frac{1}{2}$ Schuh. Die Bildsäule mit den Nebenfiguren, den Ornamenten und 8 Basreliefs wiegt 888 Centr. Marchesi erhält 100,000 fl. Honorar und — einen Orden. Um diesen hat sich der Künstler schon lange Zeit beworben, da aber hier der Gebrauch herrscht, daß, wer nicht den Rathstitel besitzt, auch keinen österreichischen Orden erhalten kann, so konnte seinem Wunsche nicht entsprochen und ihm bloß die goldene Medaille angeboten werden. Doch ist ihm durch die außergewöhnliche Verleihung des Titels eines Hofstatuarius der Titel eines k. k. Raths in Aussicht gestellt worden, mit dem seinem Verlangen nach Ordenskreuzleins auch kein Hinderniß mehr im Wege stünde.

Einen theatralischen Anstrich hatte es, als im Augenblick der Enthüllung, wo alle Glocken der Stadt erklangen und 101 Kanonenschüsse die Luft erschütterten, plötzlich die im Hofraum an der Mauer befindliche Aufschrift: „Burgplatz“ verschwand und eine neue Tafel mit dem Worte: „Franzensplatz“ zum Vorschein kam. Ersten Tadel jedoch verdient der Mißgriff, den man beging, als man durch öffentliche Placate die Einladung an Jedermann ergehen ließ, wer eine Eintrittskarte zur Enthüllungsfeier wünsche, möge sich beim Hofmarschallamte melden. Ist auch die gute Absicht nicht zu verkennen, mit welcher man jede Standesbevorzugung vermeiden und auch eine Repräsentation der niedern Volksklasse, die dem Kaiser Franz besonders anhänglich war, erwecken wollte, so hätte die mehrfache Erfahrung von der Unbändigkeit des hiesigen Pöbels bei derlei Anlässen, wo er in Masse auftritt, gleichwohl davon abhalten und zu dem zweckmäßigen Auskunftsmittel greifen lassen sollen, durch Vertheilung an die Gemeindebehörde jeder einzelnen Vorstadt die weitere Verbreitung der Karten der Localautorität zu überlassen. Der Versuch einer unmittelbaren Kartenvertheilung wurde auch bald wieder eingestellt, denn das Gedränge des Pöbels, der Billets verlangte, um sie dann mit Vortheil an die begüterte Klasse zu verkaufen, war so groß, daß 800 Mann Soldaten Mühe hatten, den Schwarm zu zügeln, der zahllose Fensterscheiben desjenigen Flügels der Hofburg zertrümmerte, in dem sich das

Hofmarschallamt befindet. Sowohl von Seiten des Militärs als des Volkes zählte man Verwundete und zwei davon sind bereits gestorben.

2.

(Von einem andern Berichterstatter.)

Heute, den 16. Juni, war die Enthüllung des Standbildes Sr. M. Kaisers Franz I. Daß bei einer solchen Festlichkeit das Arrangement immer die Hauptsache ist, versteht sich von selbst und da fehlte es wohl an der nöthigen Umsicht. — Wir sind der Meinung, daß bei einer Feierlichkeit dieser Art jede Lächerlichkeit und Alles, was das öffentliche Gefühl beleidigen könnte, streng vermieden werden müsse. Wir haben schon seit einigen Tagen an dem Schicksalts- und Schönheitsgeföhle Jener, denen die Ausstellung übertragen war, zu zweifeln Ursache gehabt und wir haben leider im Momente der Enthüllung unsere Ansicht bestätigt gefunden. Gestern wurde das Gerüste, welches das Standbild deckte, entfernt, bei dieser Gelegenheit war das Standbild mit verschiedenen Fegen bedeckt, der Kopf mit einer Strohecke — Tausende von Menschen strömten bei dieser Gelegenheit über den Burgplatz und machten sich über diese Unziemlichkeit lustig, mancher schlechte Witz wurde dabei gemacht — mich erfüllte diese Herabwürdigung mit Indignation. Aehnliches müssen wir heute rügen, der Moment der Enthüllung, jener Punkt der höchsten Spannung, wo die heute reich drappirte Umhüllung fallen sollte, gab zu einer neuen Lächerlichkeit Anlaß, indem zwar das äußere Zeit zur Erde fiel, die Statue allein aber verhüllt blieb. — Die Stricke, wodurch diese Umhüllung weggezogen werden sollte, thaten ihre Schuldigkeit nicht, es mußte nach einigen vergeblichen Versuchen eine Leiter angelegt und von einem Hausknechte die eigentliche Enthüllung vorgenommen werden. Auch in der Austheilung der Eintrittskarten hatte man viele Unzukömmlichkeiten begangen. Ein Haufe gemeiner Menschen, welcher sich durch Andrang zum Ausgabeorte eine Masse von Karten verschafft hatte, verkaufte diese zu 5, 10 bis 20 fl. C.-M. heute, gestern konnte man aller Orten, noch kurz vor der Enthüllung, derlei Billette in jeder beliebigen Anzahl zu 20 Kr. bis zu 1½ fl. C.-M. kaufen, während anständige Personen derlei Billette auf ihr Ansuchen nicht erhielten, es mag dies auch die Ursache sein, daß die Tribüne nicht überfüllt, auf dem Burgplatz (jetzt Franzensplatz), gegen den Amalienhof zu, für einige Tausend Personen noch Platz war.

Ueber die Aehnlichkeit des Standbildes glaubte ich zu bemerken, daß das Profil von der rechten Seite einige Aehnlichkeit zeigt, im Profil der linken Seite sind aber sehr viele fremde Muskeln. Außer der angezeigten Störung ging die Feierlichkeit angemessen vor sich. X.

IV.

Ein Gauner am Rhein.

Wer sollte glauben, daß in Deutschland trotz der heiligen Hermanns- und unserer Polizei, trotz Gensdarmrie und Paßzwang doch noch so viel

Lustspielromantik auf den Straßen herumläuft? Da treibt in verschiedenen Rheinstädten ein Betrüger sein Wesen, der, mit falschen Pässen versehen, sich bald für den Novellendichter Baron von Sternberg, bald für einen Herrn von Alvensleben ausgibt und Literaten und Literatenfreunde durch kunstfertige Geldanleihen in Contribution setzt! Ist dies nicht ein gesundes Essen für unsere dramatischen Dichter, die immer über Mangel an Lustspielstoffen klagen? Ein hochnäsiger Vater, der durchaus einen Adeligen zum Schwiegersohn, eine pathetische Tochter, die durchaus einen Dichter zum Mann haben will, die prosaische Polizei, die auf einen Betrüger Jagd macht, der pfiffige Betrüger, der sich als Märtyrer seiner politischen Dichtungen ausgibt und von der zärtlichen Tochter versteckt, vom entsetzten Vater mit Geld versehen zur Flucht ausgerüstet wird; dazu ein unglücklicher, verschmähter und verkannter Liebhaber, der heimlicher Weise ein Poet vom reinsten Wasser ist, als komische Nebenfigur ein Gensdarm mit rother Nase, ein geprellter Buchhändler, der den Verfasser eines ihm verkauften Manuscripts sucht, das längst unter Goethe's gesammelten Schriften zu finden ist, endlich die Entwicklung in finsterner Nacht von sackelnden Gensdarmen und blitzen- den Helmen erleuchtet, das Laster erbricht sich, die Tugend setzt sich zu Tisch, nicht zu vergessen einiger Düten politischer Anspielungen, die durch den Dialog geschüttet werden, dies Alles in drei, vier Acten abgegossen, dem Publicum servirt — und die Tantième ist fertig! Von dieser Tantième könnten dann die Dichter, welche diesen Stoff benutzen, ein Theil an die Geprellten abgeben, welche ihnen zu ihrem Stoff verholten haben, und so würde sich Alles auf's Schönste ausgleichen. Was die Literatur auf der einen Seite verloren hat, könnte sie auf der andern Seite wieder erhalten. Einstweilen aber, bevor diese Tantième vertheilt wird, sollte man trachten, diesen interessanten, räthselhaften Unbekannten beim Kragen zu erwischen, damit bis zur Fertigung des Lustspiels die Zahl der Geprellten nicht so hoch angewachsen ist, daß die Tantième zur Entschädigung nicht ausreicht. Wie? Mehrere Monate dauert dieser Spuk, und man hat das Gespenst noch nicht erwischt? Dies kann nur so unpraktischen Menschen, wie die Schriftsteller sind, begegnen. Als vor einigen Jahren jene bekannte feine Gauneraffociation die ersten Bankhäuser Europa's durch falsche Wechsel ausbeutete, war die Intrigue viel delicater und doch hatte sie die Times bald durch einen ihrer Correspondenten entdeckt. Es ist sehr schmeichelhaft für uns Schriftsteller, daß die Gauner, statt auf große Bankhäuser, jetzt auf uns speculiren. Aber wir müssen uns auch würdig dieses Vertrauens zeigen. Sollen wir erst warten, bis die Times uns unsere lieben Gauner entdeckt? Dieses wäre eine Blamage für die deutsche Presse, und man könnte glauben, wir sind über andere deutsche Angelegenheiten, über die geheime Politik unserer Regierungen, über die geheimen Beschlüsse des frankfurter Bundestags gleichfalls nicht genau unterrichtet. Nicht blos der Vortheil, sondern die Ehre deutscher Presse fordert es, daß wir diese Mystere so bald als möglich an's Tageslicht bringen. Es braucht nur Jedermann zu signalisi-

Die of den was gubungsf eine einmündigst dort jählich trüben eine

ren, wo ihm die große Seeschlange begegnet ist, und man wird ihre Spur bald entdecken.

Was mich betrifft, so sah ich die Seeschlange vorigen August in Leipzig. Ich hatte gerade einige Freunde zum Frühstück eingeladen und da es kurz nach den bekannten traurigen Ereignissen vor dem Hotel de Prusse war, so hatte die politische Discussion uns etwas erhitzt und länger beisammen gehalten. Als die Freunde sich entfernt hatten, meldete mir ein dienstbarer Geist, daß auf der Hausflur ein fremder Herr bereits seit dreiviertel Stunden warte, ohne eintreten zu wollen, da er mich durchaus allein sprechen mußte. Ich öffnete rasch die Thüre und es trat ein elegant gekleideter Mann herein, der sich mir als Herrn von Alvensleben, Redacteur en chef des Journal de la Haye aus Holland vorstellte. Es war ein delicat gebauter, blonder Mann, von mittlerer Statur, mit dünnen Lippen, die von einem leisen Schnurrbärtchen kaum beschattet wurden. Sein Gesicht, das, wie bei vielen unbärtigen Personen, sein eigentliches Alter nicht genau verrieth, hatte einen Ausdruck von Schüchternheit und sein ganzes Wesen zeigte eine fast an's Furchtsame grenzende Höflichkeit. Was mir bei näherer Musterung auffiel, war die etwas prahlerische, goldne Uhrkette, die im vollen Widerspruch mit dem nicht sehr reinlichen und halb zerrissenen Hemde stand, das unter der Weste hervorschielte. Auch strakten seine dickschmuzigen Handschuhe und formlose Fußbekleidung die bekannte Regel Lügen: un homme bien chaussé, bien ganté, c'est un homme comme il faut! Indessen die Reise motivirt und entschuldigt mancherlei. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich ohne mein Wissen ihn so lange warten ließ und entforkte rasch eine der noch auf dem Tische stehenden Weinflaschen, indem ich ihm ein Glas anbot. Er trank es mit einer schweigsamen Verbeugung rasch aus, und indem er es niederstellte, sagte er mit fast lispelnder Stimme: „Ich halte immer viel darauf, daß ich interessante Personen unter vier Augen kennen lerne, da hat man seinen Mann ganz und kann sich gegenseitig aussprechen, zumal wenn man nur auf der Reise ist und vielleicht nur ein Mal sich sieht, da will man wenigstens sehen so viel man kann!“ — Ich dankte für seine Verbindlichkeit und äußerte meine Verwunderung, daß er so geläufig deutsch spreche. — „Ich bin ja ein Deutscher, ich war Lieutenant in preussischen Diensten. — Und Sie redigiren jetzt das französisch geschriebene Journal de la Haye, das officielle Regierungsblatt? sagte ich verwundert. — „Ich schreibesehr geläufig französisch.“ — Und wer besorgt in Ihrer Abwesenheit die Redaction? — „Ein Secretär aus dem Ministerium,“ antwortete er und verschluckte die letzten Worte in einem Glase Wein. — „Sie haben da einen vortrefflichen Rothwein, ich habe auf der ganzen Reise hierher Rheinwein trinken müssen, den ich nicht mehr gewohnt bin, da man bei uns meist französische Weine genießt.“ — Wie ist denn das Zollverhältniß in Holland? Sind die deutschen Weine im holländischen Tarif höher besteuert, als die französischen? — „Ach, reden wir nicht von Zöllen,“ sagte er ausweichend — „man muß das ganze Jahr so viel darüber schreiben.“ — Dieses Ausweichen war ziemlich ungeschickt. Auch kam es mir son-

berbar vor, daß ein preußischer Lieutenant Hauptredacteur des holländischen Hofjournals sein soll, während ein Secretär im Ministerium bloß eine untergeordnete Rolle dabei spielt. Er möchte meine Gedanken wohl errathen und suchte sie zu entziffern. „Ist es wohl nöthig,“ begann er — „daß ich hier in Leipzig meinen Paß visiren lasse? — Wohin gedenken Sie zu reisen? — In's Anhaltische, auf die Güter meiner Verwandten — warf er leicht hin — ich habe schon in Brüssel einige Schwierigkeiten mit dem Paß gehabt. — Dabei zog er wie zufällig den Paß hervor und öffnete ihn. Richtig, ein Paß vom holländischen Ministerium für Herrn von Alvensleben, ehemaliger Lieutenant in preußischen Diensten. Aber vom Redacteur des Journals de la Haye stand nichts drin. — Sie waren in Brüssel? — Ich komme von dort, sagte er rasch, als wäre er froh, ein Thema, auf welchem er sicherer ist, einschlagen zu können. — Ich bringe Ihnen viele Grüße von Herrn Muquart (ein deutscher Buchhändler in Brüssel), er sagte mir, daß Sie und Freiligrath sehr oft die Abende bei ihm zubrachten. — Entschuldigen Sie, da herrscht ein Irrthum. Ich war nie mit Freiligrath bei Herrn Muquart. — Richtig, richtig, ich glaube er hat mir bloß gesagt, daß Sie Beide ein Mal zusammen bei ihm speisten. — Entschuldigen Sie, auch dies ist unrichtig, wir haben nie zusammen bei ihm gespeist. — Der Fremde schlug ziemlich verlegen die Augen nieder und ein Argwohn begann sich in mir zu regen. Herr Muquart ist der einzige deutsche Buchhändler in Brüssel und es ist natürlich vorauszusetzen, daß deutsche Schriftsteller dort ein- und ausgehen; daß ich mit Freiligrath, als er in Brüssel war, zusammentraf, war gleichfalls leicht vorauszusetzen. Auch war anzunehmen, daß Herr Muquart, als ein artiger Mann, wahrscheinlich den lebenswürdigen Dichter ein Mal zu Tische geladen habe und was ist natürlicher, als daß er einen andern dort ansässigen deutschen Schriftsteller zugleich einlud. Dies ist so logisch, daß mein ehemaliger Lieutenant gewiß keinen falschen Schluß zu fürchten schien. Da er sich jedoch zufällig doch gestrandet sah, warf er schnell ein anderes Nothseil aus. — Ich kenne noch mehrere Ihrer Bekannten in Brüssel, namentlich den Professor ... sein Name ist mir entfallen. — Was für ein Professor? — An der Universität, ein Deutscher ... helfen Sie mir gefälligst den Namen finden. — Es gibt mehrere deutsche Professoren an der brüsseler Universität — sagte ich fest entschlossen, ihn selbst ankommen zu lassen. Wieder eine ziemlich Pause. — Ach, sagte er endlich, ich habe ein sehr unglückliches Gedächtniß; ich hätte gern einen Ihrer Freunde als Schutzpatron für eine Angelegenheit angerufen, in der ich mich an Sie wenden muß und bin nun genöthigt, mich bloß als Ehrenmann zum Ehrenmann, direct an Sie zu wenden. — Sprechen Sie, sagte ich gespannt. — Ich bin in Verlegenheit, kispelte er mit fast weiblicher Schüchternheit, es ist das erste Mal daß mir im Leben so was passiert. Ich habe mich unterwegs länger aufgehalten, als ich im Voraus dachte, meine Cassé ist fast zu Ende, wenn Sie mir den collegialischen Dienst erweisen wollten, 10 Louisdor auf mein Ehrenwort vorzustrecken, so würde ich sie Ihnen, sobald ich auf dem Gute meines Schwagers angelange bin, sogleich zurückschicken. —

Zehn Louisdor, dachte ich, das ist auf dem Sklavenmarkt deutscher Manuscripte, das Honorar von fast drei Druckbogen! Drei Druckbogen Unsterblichkeit! Drei Druckbogen Weltgeschichte! Drei Druckbogen, für die man 10 Jahre auf der Festung sitzen kann! Soll ich sie leichtsinnig in die Schanze schlagen? fragte ich mich im Stillen. Ich musterte den Fremden noch ein Mal und ich gestehe, daß mir aus der zehn Louisdorperspective sein Wesen bedeutend verdächtiger vorkam. Er saß mit niedergeschlagenen Augen da und dies entwaffnete mich wieder. Es scheint ihm wirklich schwer zu werden, mußte ich mir selber sagen, und wenn er in der That aus dem Haag ist und in der angedeuteten Verlegenheit sich befindet, so ist es im Grunde doch eine collegialische Pflicht ihm zu helfen. — Haben Sie denn sonst keine Bekannte hier? Ihre Unverwandten sind ja, wie Sie mir sagen, im nahen Anhaltischen begütert? — O, ich kenne hier sehr viele Personen; aber ich schäme mich, ihnen meine Verlegenheit zu eröffnen; zu Ihnen, als zu einem Collegen, habe ich Vertrauen. — Es ist mir sehr schmeichelhaft und wenn's nicht gerade zu Ende des Monats wäre, so daß ich ziemlich ausgefäcalt bin, so würde es mir ein Vergnügen sein, Ihnen sogleich aus Ihrer Verlegenheit zu helfen, so aber muß ich Sie bitten, sich heute Nachmittag in die Verlagshandlung der Grenzboten zu begeben, wo mein Verleger mittlerweile von mir mit dem Nöthigen beauftragt sein wird. — Ich glaubte den besten Ausweg gefunden zu haben; ich wollte Mittag Erkundigungen einziehen. Kennt man in Leipzig meinen holländisch-preussischen Anlehensucher, so soll dem Manne bald geholfen sein. Kennt man ihn nicht — so weiß ich, woran ich bin. Diese Logik aber war zu durchsichtig, als daß ihr mein Reisender nicht auf den Grund geschaut hätte. „Sie würden mich doppelt verbinden, wenn Sie mir gleich helfen könnten,“ sagte er noch immer mit niedergeschlagenem Blick; ich bin zu schüchtern, um bei fremden, unbekannten Personen Geld abzuholen. Vielleicht, wenn Ihnen die Summe unbequem ist, helfen Sie mir mit 6 Louisdor. — Ein Redacteur en chef eines Hofjournals, der schüchtern ist, zu schüchtern um von einer fremden, unbekannten Person Geld zu holen! Bin ich denn etwa sein Bekannter? — Wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen zu sagen — antwortete ich laut, indem ich die Sitzung aufhob, wobei er rasch das letzte Glas der Flasche austrank — heute Nachmittag soll mein Verleger — „Sollte es Ihnen nicht möglich sein, mir einstweilen vier oder auch nur drei Louisdor vorzustrecken?“ sagte er mit eindringlicherer Stimme. Dies war jedoch gar zu plump; entweder der Mensch ist ein honetter Mann, dachte ich mir und dann soll er die 10 Louisdor vollständig geliehen bekommen, oder er ist ein Lump und dann wäre ich ein Narr, mich auch nur um drei Louisdor pressen zu lassen. — Wie gesagt, auf Nachmittag!... Ich empfehle mich Ihnen... Adieu.

Mittags erkundigte ich mich auf dem Museum nach meinem Mann, und erzählte einem meiner nähern Freunde unter vier Augen die sonderbare Begegnung. Alvensleben! schrie dieser auf, das ist ja derselbe Mensch, der vor drei Wochen dem guten Heinrich König in Hanau gleichfalls eine namhafte Summe ausgefoppt hat, ein Betrüger! König

hat es zu spät erfahren, daß er geprellt wurde und hat zur Warnung hierher nach Leipzig Nachricht davon gegeben. — Es versteht sich von selbst, daß meine Instructionen an die Verlags-handlung jetzt anders lauteten. Indessen war die Vorsicht unnöthig. Herr von Alvensleben ließ sich kluger Weise nicht weiter sehen, wahrscheinlich sitzt er jetzt auf dem Rittergute seines Schwagers im Anhaltischen und redigirt dort das Journal de la Haye.

Dies ist meine Geschichte von der großen Seeschlange, die jetzt wieder am Rheine auftaucht. Sollte ich etwas beigetragen haben, um das Thier kenntlich zu machen, so verzichte ich auf alle Belohnung. Nur die beiden Flaschen Chateau Margot, die bei jenem Besuche so unnütz aufgingen, bitte ich, mir zu ersetzen. Adresse: An die Redaction der Grenzboten in Leipzig.

V.

Notizen.

Dreierlei Feste.

In den drei Nachbarstädten Köln, Lüttich und Brüssel wurden im Laufe dieses Monats dreierlei Feste gefeiert, von denen eins mit dem andern im graden Gegensatz steht. Während man in Brüssel die Vereinigung mit Frankreich feierte, an das man nun mit eisernen Klammern gebunden ist, sang man in Köln von den Harmonien der Flamingen mit den Deutschen und von der ewigen Bruderschaft zwischen flämisch Belgien und seinen germanischen Bruderstämmen. Die Gegensätze sind sehr charakteristisch. Mit Frankreich schloß man einen positiven Bruderbund, mit Deutschland einen idealen. Wie auch anders? In Frankreich ist die Einheit in der That, bei uns ist sie in der Poesie, im Gesang, in der Sprache. Aber noch charakteristischer ist das Fest, das sich in beider Mitte stellte: Das Kirchenfest, welches der Bischof van Bommel zu Lüttich, zur Jubiläumsfeier der Einsetzung des Frohnleichnamfestes feiern ließ. Dieses Fest war eine Manifestation nach beiden Seiten hin. Rühmt nur Eure Stärke und Euren Reichtum, Ihr Eisenbahnvereine von Belgien und Frankreich, rühmt nur Eure Ausdehnung Ihr Sängerbündler von Rhein- und Flamländ: mir seid Ihr beide unterthan: Frankenland, Belgenland und Rheinland, die katholische Kirche hält Euch fest: mir gehört das Volk in allen drei Ländern, inmitten Eurer stolzen Feste, stelle ich das meinige hin, und seht zu, wem die Massen in größern Haufen zufließen werden. Darum beugt Euch vor mir und erkennt meine Ueber- und Obermacht an! — Uebrigens hat sich Herr van Bommel in seiner Berechnung geirrt und sein großes Kirchenfest ist selbst von dem gemeinen Volke nicht halb so sehr besucht worden, wie das Belialskind, die Eisenbahneröffnung zu Brüssel, ja nicht ein Mal wie die Sängerschaft am Rhein.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von **Friedrich Andrä.**

— 00